

Opfer von Hass und Gewalt

Erlebnisbericht von Alfred Zeischka (1930-2005)

Verhaftung, erste Schläge und der Weg nach Lubenz

In Waltsch ist während der Nazizeit nicht viel vorgefallen. Einige wurden nach Dachau eingeliefert. Ja, nach Dachau kamen alle jene, die gegen Hitler opponierten. So war die einhellige Meinung. Selbst die beiden Juden Tänzerles waren noch bei 1943 in Waltsch, sind beide auch in Waltsch gestorben. Nur der dritte kam nach Dachau, weil er sich laut äußerte. Bald darauf kam auch eine Urne im Bürgermeisteramt an, mit seinen sterblichen Überresten.

Nun [1945] war wieder Ruhe eingekehrt. Die Straßen waren, wie immer in diesen Wochen, wie leergefegt. Die Sonne erstrahlte mit aller Kraft, es scheint ein besonders warmer Sommer zu werden. Die Kirschen stehen in voller Reife. Warum nicht Kirschen pflücken helfen.

Das Städtchen Waltsch ist wie ausgestorben. Eine unheimliche Ruhe liegt über dem Ort. Ich helfe der Familie Niklas. In der Nähe der Silbergrube steht ein überreifer Kirschenbaum. Ich bin alleine. Der Korb füllt sich rasch.

Es ist sehr warm. Ich schultere den schweren, aus Weidenruten geflochtenen Korb und trete den Heimweg an. Ob das eigentümliche Gefühl im Magen doch vom Übergenuss der Kirschen herrührt? Ich weiß es in diesem Augenblick nicht. Ich trete durch die offen stehende Haustür, stelle den Korb neben der im Boden befindlichen Kellertür ab.

Es ist Freitag. Frau Niklas stellt mir stillschweigend einen bis an den Rand gefüllten Teller mit dampfender Suppe auf den Tisch. Ich will gerade den ersten Löffel Suppe an meine Lippen führen. als draußen vor dem Haus Stimmen laut werden, die beim Betreten des Flures stärker zu vernehmen ist – es ist Tschechisch.

Drei bewaffnete Männer stürzen herein. Einer der Tschechen tritt in die Mitte der Stube und schreit meinen Namen. Ich stehe auf und trete hinter dem Tisch vor. Einer der Männer schreit mich an: „Haben Sie Mütze?“

Ich setze sie auf. Sie sitzt noch nicht richtig auf dem Kopf, als mich ein heftiger Schlag mit der Faust in das Gesicht trifft, so dass die Mütze in weitem Bogen bis in die Ecke der Stube fliegt. „Kommen Sie mit“, schreit der andere, und unter Fußtritten verlasse ich das Haus. Wir gingen in Richtung Schulstraße. Links und rechts von mir ein Bewaffneter und einige Schritte hinter mit ein dritter. Ich weiß heute nicht mehr, was mir so alles durch den Kopf ging.

Meine Schritte müssen etwas langsamer geworden sein, als ich von rückwärts angestoßen wurde und ein Kommando hörte. Ich drehte mich um, weil ich die Worte nicht verstand. „Honem, honem“, wurde ich angebrüllt. Darauf erhielt ich einen derart heftigen Tritt mit den schweren Stiefeln ins Gesäß, dass ich mit beiden Beinen zusammensackte und in die Knie ging. Ein weiterer Tritt traf mich in die rechte Seite des Rückens. Die Angst beschleunigte mein Aufstehen. Ich verspürte nun unmittelbar an der Stelle, wo mich der Tritt traf, starke Schmerzen. Erneut verloren meine Beine die Kraft mich aufrecht zu halten. Man schlug sofort auf mich ein. Schnell gelang es mir wieder auf die Beine zu kommen, und im leichten Laufschrift ging es bis zum ehemaligen Löwy-Haus gegenüber der Kirche. Schon in der Kriegszeit war dort das Bürgermeisteramt untergebracht und jetzt der Národní Výbor.

Ich wurde von beiden, die links und rechts von mir gingen, hineingestoßen. Ich fiel auf einen Haufen allerlei Gegenstände, welche inmitten des Raumes aufgetürmt waren. Wurde zum Aufstehen aufgefordert, zwar in Tschechisch, aber dennoch wusste ich was gemeint war.

Da zeigte der etwas Korpulente auf meine Stiefel, die unter den herunterhängenden Knickerbockerhosen ein wenig verborgen waren. Es waren Knobelbecher, Militärstiefel. Mit kräftigen Schlägen der flachen Hand wurde ich aufgefordert, sie auszuziehen und sie auf den Haufen zu legen. Dies tat ich in aller Eile. Ich zog sie aus und warf sie zu den anderen Sachen.

Ich hätte die Stiefel aber nicht werfen dürfen, denn in diesem Augenblick begannen alle drei auf mich einzuprügeln. Ich hielt über meinen Kopf schützend die Hand, denn sie schlugen mit dem Gewehrkolben auf mich ein. Man ließ von mir ab, als sich eine Tür öffnete und jemand nachsah, was der Grund dieses Spektakels war. Man schleppte mich über ein paar Treppen rechts in einen Raum. Schräg links in der Ecke stand ein Schreibtisch, dahinter saß ein Offizier, es soll ein Korporal gewesen sein. Neben ihm stand in der Ecke, im Halbdunkel, Herr Sušanka.

Er hatte ein ernstes Gesicht, ohne irgendwelche Regung. Ich spürte, dass es ihm sehr unangenehm war, mich zu sehen. Links vom Schreibtisch stand Herr Wilitschka, sein Gesicht war fratzenhaft grinsend, er beugte sich zum Korporal herab, sprach auf ihn ein.

Der Korporal fragt mich nach meinem Namen, ich antwortete.

Auf dem Schreibtisch vor ihm lag ein Papier, er nahm es in die Hand, zeigte auf den ersten Namen, der auf der Liste stand und fragte in gebrochenem Deutsch: Sind Sie das, ist das Ihr Name? Ich antwortete mit Ja.

Einer der Soldaten öffnete die Tür des Nebenraumes und stieß mich hinein. Es war ganz dunkel. Das Verdunkelungsrollo war heruntergezogen. Ich merkte, dass ich allein im Raume war. Da bemerkte ich, dass ich ein Koppelschloss der Wehrmacht an meinem Gürtel hatte. Wie werde ich das los? Wenn mir schon die Stiefel kräftige Prügel einbrachten, was geschieht mit mir, wenn sie das Koppelschloss erkennen? Ich zog den Gürtel heraus und ließ ihn ganz leise auf den Boden gleiten. Ich schob ihn mit dem Fuß unter einen Schrank.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und herein gestoßen wurde mein Nachbar Anton Kliener. Er war sichtlich überrascht mich zu sehen und sagte nur, dass auch mein Großvater gleich kommen würde. Es dauerte nur eine kurze Zeit, dann wurden wir aufgefordert mitzukommen, hinaus auf die Straße.

Inzwischen wurde ein Leiterwagen herbeigebracht, er stand auf der Gemeindewaage zwischen Kirche und Löwy-Haus. Jetzt kamen weitere Verhaftete hinzu. Otto Bräunl aus der Pfannenstiel-Gasse schleppte Federbetten herbei, sie wurden sogleich auf den Leiterwagen geladen. Immer mehr Geraubtes wurde herbeigebracht. Ein mir bekannter Serbe trat na mich heran und fragte, wo meine Schuhe wären. Ich antwortete ihm, dass es die Stiefel waren, die da auf dem Wagen lagen. Er ging hin, nahm sie herunter, ich durfte sie wieder anziehen. Ich stülpte die Knickerbockerhosen darüber mit dem Angstgefühl, dass man sie wieder entdecken könnte.

Inzwischen waren alle Verhafteten eingetroffen. Nach dem das Diebesgut verladen war, setzte sich der Wagen in Richtung Breite Gasse in Bewegung. Zuvor musste ein jeder irgendeine Kopfbedeckung aufsetzen. Ich schnappte mir wieder meine Mütze. Herr Köhler aber musste einen Polizeischako aufsetzen, der viel zu groß war. Als wir in der Breiten Gasse an unserem Haus vorbeikamen, sah ich noch, wie meine Mutter hinter dem Fenster zusammenbrach. Die Augen nach rechts gewendet sah ich noch einmal meine beiden Nachbarn, meine Jugendfreunde Walter und Herbert Bielek. Ich wagte nicht den Kopf zu bewegen, nur mit den Augen wurde ich alles gewahr.

Wir befanden uns gerade in Höhe des „Grünen Kreuzes“, als uns Herr Funk mit einer Sense auf der Schulter entgegenkam. Er grüßte, indem er die rechte Hand zur Stirn führte. Der schon einmal erwähnte beleibte Bewacher ließ anhalten. Er rief den alten Mann zu sich, er musste stramm stehen, den Gruß wiederholen. Kaum ausgeführt, schlug dieser brutale Mensch dem alten Mann derart ins Gesicht, dass er in den Straßengraben stürzte.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Zwischen Kusterschan und Liebkowitz konnten sich die beiden durch erhebliche Schläge geschwächten Frauen, Frau von Brechler und Frau Stauch, auf den Wagen setzen, und der Marsch wurde beschleunigter fortgesetzt.

In Gedanken versunken erreichen wir die ersten Häuser von Lubenz. Rechts neben der Straße; die ehemalige Landwirtschaftsschule ist von russischem Militär besetzt und jetzt ein Lazarett. Viele russische Soldaten stehen und hungern am Straßenrand und betrachten stauend den merkwürdigen Zug.

Wir haben die Ortsmitte erreicht. Der Wagen fährt auf die linke Straßenseite, vorbei an der Kirche. Beim ersten Gebäude wird angehalten. Jetzt kommt wieder Leben in die Bewacher. Sie schreien und befehlen uns, den Wagen zu entladen. Ich schnappe mir sogleich Gegenstände, die ich erkenne. Das Schifferklavier meiner Schwester Marianne, ein Weihnachtsgeschenk, keine zwei Jahre alt. Während ich das Gebäude betrat, öffnete ich die seitliche Verriegelung des Balges und trete mit dem Fuß in die weit geöffnete Harmonika. Das gleiche geschieht auch mit der Geige meines Vaters. Schon beim Betreten des Raumes öffne ich die Verriegelung des Kastens. Die Geige fällt heraus, weich auf Kleider und Stoffe. Ich trete mit dem Fuß darauf. Großvater, der hinter mir war, deckt das Instrument sogleich mit den Federbetten von Frau von Brechler ab.

Der Wagen war schnell entladen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite warteten schon einige Frauen. Während wir den Wagen entluden, warfen sie mit Steinen, schrieen uns böse Worte zu, beschimpften uns. Es waren wohl Angehörige unserer Bewacher. Kaum war der

Wagen leer, stürzten sie in den Raum. Unter lautem Palaver suchte ein jeder, was er brauchen konnte.

Das frühere Schulgebäude als Gefängnis und Folterkeller

Wir werden in den oberen Stock gebracht. Es ist links der Raum von der Straße aus gesehen. Jetzt erst merke ich, dass wir in einer Schule sind. Für uns ist kaum Platz in dem Saal, einem ehemaligen Klassenzimmer. Wir lassen uns rechts von der Tür, an der Wand nieder. Ich bin der Jüngste unter den Waltschern, ich war damals fünfzehneinhalb Jahre alt. Ich war auch der Schwächste, und so musste ich nehmen, was übrig blieb.

Mein Platz ist unmittelbar an der Tür. Auf das Pedal eines in der Ecke stehenden Harmoniums kann ich meinen Kopf legen. Gegen Abend kehren die bereits Eingelieferten von irgendeiner Arbeit zurück. Die Gesichter sind ernst, beobachten kaum die Neuankömmlinge. Die Ankömmlinge müssen über mich steigen, treten mir auf die Füße. Es ist ein ungünstiger Platz so unmittelbar am Eingang. Großvater sagt, ich hätte ein geschwollenes Gesicht. Jetzt erst fühle ich, dass die Haut der rechten Gesichtshälfte ganz gespannt ist.

Jemand hat einen Becher von einer Feldflasche. Großvater holt mir Wasser. Ich bin froh, dass ich nicht alleine bin, dass Großvater bei mir ist. Er vermittelt mir ein wenig mehr Sicherheit.

Es gibt nichts zu essen an diesem ersten Abend. Mein Lager ist wirklich schlecht. Ein jeder, der hinaus muss, steigt über mich hinweg, und im Dunkel tritt man mir auch auf die Beine. Als Kopfkissen dient mir ein Pullover. Er lag auf dem Harmonium. Niemand scheint ihn zu vermissen. Etwa achtzig Menschen befinden sich im Raum. Fenster dürfen nicht geöffnet werden. Trotz aller unmöglichen Geräusche schlafe ich vor Müdigkeit ein.

Wir werden frühzeitig sehr laut geweckt. Es gibt kein Frühstück. Unter Schlägen werden Gruppen gebildet, die allmählich das Gebäude verlassen. Wir marschieren in Richtung Bahnhof. Wir sind etwa zehn Personen. Großvater ist nicht dabei – das beunruhigt mich. Auf der Straße wird nun befohlen, in preußischem Stehschritt zu marschieren. Leute am Straßenrand beschimpfen uns, spucken uns ins Gesicht; einige werfen mit Steinen.

Am Bahnhof angelangt, müssen Ziegelsteine abgeladen werden. Wehe es fällt ein Stein auf den Boden. Ein Serbe ist unser Bewacher, eine Bestie in Menschengestalt wie wir noch erfahren sollten. Er übertraf alle Peiniger, und es mangelte ihm nicht an allerlei grausamen Spielchen.

Allmählich werden die Fingerspitzen wund. Jemand hat einen Stein fallen lassen. Der Serbe schlägt mit aller Wucht auf die Person ein. Sie stürzt zu Boden. Jetzt erst recht sausen die Gummiknüppel auf den am Boden Liegenden herab. Fußtritte bringen ihn nicht dazu, wieder aufzustehen. Vielleicht ist er bewusstlos. Er wird beiseite geschafft. Ich fange die Ziegel jetzt mit den Handballen auf. In schleppendem Tritt geht es zurück ins Lager. Todmüde fallen wir auf unser Lager. Was mit dem, der am Boden lag, geschah – ich weiß es nicht. Ich habe ihn nie mehr gesehen.

Neue Schmerzen lassen die anderen in den Hintergrund treten. Die Bande kehrt von einem ihrer Rauzüge zurück. Sie ist angetrunken, grölt im Erdgeschoß herum. Auch im danebenliegenden Schlafraum der Bewacher wird es jetzt laut. Sie wälzen sich in einer Fülle von gestohlenen Federbetten. Auf dem Rückweg von der Toilette sah ich dies durch die geöffnete Tür. Ich habe aufgepasst, dass ich niemandem auf dem Flur begegne, ich habe Angst vor weiteren Schlägen. Die Schläge mit dem Gummiknüppel schmerzen im Inneren des Körpers.

Wieder werden einige Häftlinge eingeliefert. Endlich ist Großvater wieder da. Dieses Arbeitskommando hat Getreide schleppen müssen. Kliener-Anton, mein Nachbar in Waltsch, nur zwei Jahre älter als ich, hat furchtbare Bauchschmerzen. Großvater sagte mir, er habe Getreidekörner gegessen. Er wälzt sich unter Schmerzen am Boden. Der Abend bricht herein – nichts zu essen, nur Wasser, das man auf der Toilette holen muss.

Der Serbe kommt angetrunken in den Raum, schlägt jedem ins Gesicht, der ihm in den Weg kommt. Keiner wagt zu jammern.

Meine Liegestatt, unmittelbar an der Tür, erweist sich doch als sehr gut, es ist besser als ich zuerst angenommen habe. Jeder Schläger, der in den Raum tritt, um zu Quälen, geht zunächst in die Mitte des Raumes. Wenn er genug geschlagen hat, verlässt er ermüdet rasch den Raum und ich bleibe unbeachtet.

Die Nacht ist wieder laut. Angetrunken stolpern sie die Treppen herauf, um ihren Schlafraum aufzusuchen. Allmählich verstummen alle – sie schlafen.

Der folgende Morgen, man weiß schon gar nicht mehr welcher Tag es ist, beginnt relativ ruhig. Ein kriegsgefangener Serbe, der einige Häuser weiter beim Bauer Schindler Alexander arbeitete, kam zu meinem Großvater. Er sagte, dass er bei meiner Mutter etwas zu Essen geholt hat, aber die Tschechen hätten es nicht erlaubt.

Es ist nun schon der dritte oder vierte Tag ohne etwas zu essen. Allmählich stellt sich der Körper um und zehrt von dem, was noch da ist. Das Hungergefühl der ersten Tage hat sich nun geändert – es ist nicht mehr so schmerzhaft, aber doch unbeschreiblich. Die Bewacher scheinen erkannt zu haben, dass man von den vor Hunger Geschwächten keine Arbeit erwarten kann. Die meisten Bewacher sind ja auch wieder unterwegs auf ihren Beutezügen. Wie wir später erfuhren, waren sie auch wieder in Waltsch. Jedes Mal, wenn sie nach Waltsch kamen, sie waren oft in Waltsch, klopfen sie bei meiner Mutter an das Fenster: „Morgen deine Vater und Sohn, bum, bum.“

Heute kamen sie spät zurück von ihrem Raubzug – brachten wieder allerlei mit, wie man hörte. Es wurden wieder Wagen entladen. Wie immer standen die Frauen schon bereit um sich zu holen, was ihnen gefiel.

Am Abend kommt der Serbe Janko und bringt etwas Kuchen, noch vor Rückkehr der Bande. Es sind nur wenige Bewacher im Haus, und da hatte wohl einer Verständnis. Großvater sagt, ich solle nur kleine Häppchen essen. Er gibt auch etwas an die anderen Waltscher Mithäftlinge. Es ist ja nicht viel, aber wenigstens etwas. Keiner beachtet den anderen, döst teilnahmslos vor sich hin.

Am anderen Morgen werden wieder Arbeitskommandos zusammengestellt. Quälend ist unser Marsch, es geht ein wenig bergauf, an der Porzellanfabrik vorbei. Wir biegen links in eine schmale Landstraße ein. Es werden Disteln gestochen. Ein Wunder, dass es noch keinen Schlag mit dem Gummiknüppel gegeben hat. Da kommt ein Wagen, eine Art Landauer. Ich werde gerufen. Ich laufe so schnell ich kann. Warum wohl ich? Einzelkommandos lassen nichts Gutes erahnen.

Der Wagen hält inmitten des Hofes. Eine Frau gibt mir einen halben Kirschkuchen. Ich muss in das Häuschen gehen, neben dem Misthaufen. Hier, unter tausenden Fliegen, muss ich den Kuchen essen. Ich denke an Großvater, an seine Worte, nicht hastig zu essen. Es fällt mir nicht leicht. Plötzlich spüre ich ein sehr starkes Hungergefühl im Bauch. Ich zwingen mich, nur kleine Happen abzubeißen. Der Kirschkuchen ist saftig und rutscht leicht den ausgetrockneten Schlund hinunter. Warum bekomme ich etwas zu essen? Wahrscheinlich hat der jetzige Besitzer oder seine Frau Mitleid mit mir bekommen.

Es dauert noch lange, bis jemand aus der Haustüre tritt. Ich werde gerufen. Der Bauer kommt, hat ein freundlicheres Gesicht. Meine Beklemmung weicht, die Angst ist wie weggeweht. Ich sage, dass ich Durst habe – er versteht mich. Ich soll Wasser trinken. Milch wäre mir schon lieber gewesen. Das Hungergefühl war weg, aber ein anderes Gefühl im Magen machte sich bemerkbar.

Es dauert nicht mehr lange, und ich muss wieder auf das Häuschen zurück. Den größten Teil des Zu mir genommenen lasse ich zurück. Mir ist elend. Ich bleibe auf der Bank sitzen, bis die anderen vom Feld zurückkehren. Wir treten den Heimweg an. Wieder fliegen einige Steine, als wir nach Lubenz hineinkommen. Ein Stein trifft mich in den Rücken ...

Beim Eintreten in das Gebäude packt mich ein Bewacher, der im Flur steht, und drückt mich an die Wand: „Morgen du und Großvater, bum bum“. Mir werden die Beine weich wie Gummi. Er gibt mir einen Tritt, ich haste die Treppe hinauf. Man weiß also, dass Ludwig Wodraschka mein Großvater ist.

Endlich kommen die Arbeitstrupps zurück. Großvater hat wieder Getreidesäcke schleppen müssen. Ich berichte ihm, was mir gesagt wurde. „Sei still“, ist seine Antwort, „ruh dich aus. leg dich hin.“

Niemand weiß, dass Großvater tschechisch und russisch versteht. Das ist gut so. Er erfährt so manches aus den Gesprächen, die unsere Bewacher untereinander führen. Drei Bewacher betreten den Saal. Es herrscht Totenstille. Sie sprechen miteinander. Großvater versteht alles. Sie werden mit uns heute „Theater“ spielen, sagte er. Was mag er damit gemeint haben?

Es ist spät am Abend. Der Serbe stürzt mit einem weiteren Bewacher in den Saal. Mit seinem Gummiknüppel zeigt er auf einzelne Personen.

„Aufstehen!“, brüllt er. Auch Großvater und ich sind dabei. Wir müssen inmitten des Raumes Aufstellung nehmen. Ich stehe wie immer neben dem Großvater. Er aber schubst mich eine Person weiter. Ich verstehe dies nicht. Der Bewacher stellt sich breitbeinig vor uns auf. Er

beginnt zu zählen: „Jeden, dva, jeden, dva“, und so fort, „dva, vortreten – ihr werdet morgen erschossen“. Großvater und ich sind dabei. Die Beine werden mir wieder weich wie Gummi, halte mich aber aufrecht. Während die andren auf ihre Plätze zurückgeschickt werden, müssen wir stehen bleiben.

Jetzt merke ich erst, dass ich Wasser gelassen habe. Es ist unangenehm in der nassen Hose. Es herrscht unheimliche Stille, Totenstille. Die beiden Bewacher verlassen den Raum. Es vergehen Stunden. Wieder stürzen die beiden in den Saal. Sie sind angetrunken. Sie lachen. Alles nur Theater, sagt der Serbe. Wir müssen zurück auf unsere Plätze. Ich bin fast die ganze Nacht wach. Ständig muss jemand auf die Toilette, alle steigen über mich hinweg. Ich bete zum ersten Mal und schlafe ein. Wieder ein neuer Tag. Die Arbeitskommandos werden zusammengestellt. Ich allein bleibe übrig. Saubermachen lautete der Befehl. Ich bleibe also hier, um die Räume zu fegen. Es vergehen Stunden bis jemand kommt und mir Weisungen erteilt. Vor allem nicht an das Fenster gehen und hinaussehen.

Die Folterknechte sind wieder unterwegs – es ist ruhig im Haus. Nach einigen Stunden großes Spektakel im Erdgeschoss. Ich höre Schreie. Dumpfe Schläge auf menschliche Körper. Ein paar Schüsse. Es ist wieder absolute Ruhe. Angst befällt mich wieder – ich halte den Besen für eine Weile wie gelähmt krampfhaft in der Hand, bin unfähig weiterzuarbeiten. Wieder zwei Schüsse, aber draußen im Hof – dann wieder lautlose Stille. Ich höre Schritte auf der Treppe. Die Tür wird aufgerissen, wieder das komische Gefühl im Unterleib – in den Beinen. Ein Soldat schaut in den Raum, nur für einen Augenblick, und wieder Stille.

Einen halben Eimer voll Dreck und Staub habe ich zusammengekehrt. Was soll ich machen. Soll ich fragen? – Nur nicht die Stille durchbrechen.

Ein jüngerer Soldat mit hochgekrempeelten Ärmeln, mit schweißnassem Gesicht kommt herein. Er gibt mir zu verstehen, dass ich den Eimer draußen im Hof entleeren soll. Ich gehe schweren Schrittes die Treppe hinunter. Alle Türen stehen offen. Niemand ist da, ich sehe keinen, alle Peiniger scheinen fort zu sein.

Nein, im Hof steht ein Soldat mit Maschinenpistole. Er zeigt mit dem Finger auf einen großen Kasten – es war der Aschkasten, er hatte die Form eines Pultes mit Deckel. Ich hebe ihn auf – erschrecke und entleere dabei den Eimer. Zwei menschliche Körper liegen im Unrat. Der Wachposten merkt mein Entsetzen.

„SS, bum bum“, sagt er nur und grinst, das war alles.

Ich haste wieder hinauf in den Saal. Das war also der Lärm, waren die Schüsse. Der junge Soldat kommt in den Saal, er gibt mir eine Semmel und ein Stück Wurst. Die Wurst war größer als die Semmel. Ich soll mich in die Ecke setzen und essen. Durch Handgesten gibt er mir dies zu verstehen. Ich denke an Großvaters Worte. Langsam essen. Stückchen für Stückchen, gut und lange kauen. Ich kann nicht viel essen. Habe plötzlich kein Hungergefühl mehr. Ich wickle alles in ein Tuch und verstecke es am Harmonium – es ist für Großvater.

Inzwischen ist es früher Nachmittag. Plötzlich wird die Stille unterbrochen. Alles spielt sich vor dem Haus ab. Ich sehe, die Peiniger sind wieder zurückgekehrt. Irgendwo haben sie geplündert, alles mögliche wird ins Haus geschafft. Plötzlich höre ich ein deutsches Soldatenlied, akzentfrei gesungen: „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“.

Die Tür wird aufgerissen, drei Männer werden in den Saal gestoßen, sie müssen sich inmitten des Raumes auf den Boden setzen, dann ist wieder Ruhe – unheimliche Stille.

Ich schaue mir die drei Männer an, die da in Soldatenunterwäsche hocken. Alle haben auf Brust und Rücken ein blaues Kreuz aufgemalt. Es muss Kreide sein. Einer der drei an, er will Wasser. Ich schleiche mich nach draußen auf die Toilette und hole Wasser, mehrmals muss ich gehen. Ich habe nur den Becher.

Einer spricht mit leiser Stimme. Er will wissen, wo sie sind. Sie waren entlassene Soldaten. Die Russen haben sie mit Papieren entlassen. Die Tschechen haben ihnen die Papiere abgenommen, sie erkennen sie nicht an. Man hat sie auf einem Feldweg überrascht und hierher gebracht. Auf dem Weg seien sie geschlagen worden. Er wäre aus dem Rheinland und der andere aus Bayern. Der dritte spricht kein Wort, sitzt ganz apathisch, teilnahmslos. Sie nennen mir ihren Namen, aber ich habe nichts zu schreiben. Als am Abend Großvater kommt, habe ich die Namen schon vergessen. Was sind auch schon Namen in dieser Zeit.

Kurz darauf kommen zwei Soldaten und fordern die drei auf mitzukommen. Ich habe sie nie mehr gesehen. Großvater hörte ein paar Tage später, dass drei Soldaten im Wald erschossen worden waren.

Arbeit bei den Russen als Erleichterung

Mein Nachbar Anton Kliener sagt mir, dass er im Lazarett bei den Russen arbeite – Drecksarbeit. Auch Frau von Brechler und Frau Stauch würden dort arbeiten. Wäsche waschen.

Großvater hat wieder einmal die links und rechts im Graben der Straße liegende Munition aufsammeln müssen. Bäunl hat zusammen mit anderen, mit bloßen Händen, erschossene und verscharrte KZ-Häftlinge ausgraben müssen. Ich hörte nur, dass das Massengrab unter Birkenbäumchen gewesen wäre. Es waren namenlose Menschen, die in einem langen Zug Richtung Westen gezogen waren. Ich habe sie in Chiesch gesehen – Tausende. Schlimme Bilder, unvergessliche Bilder.

Aber schnell wird assoziiert, da war doch noch Krieg, aber jetzt? Während die einen ausgegraben wurden, wurden andere wieder eingegraben. Das geht so weiter, wann hört das einmal auf?

Großvater freut sich über die versteckten Kostbarkeiten. Sie hatten heute von den Russen etwas zu essen bekommen. Ich hatte den Eindruck als wäre ich heute der Einzige, der nur wenig gegessen hat. Ich esse den Rest auf.

Der Tag ist aber noch lange nicht beendet. Inzwischen sind ja alle Bewacher im Haus. Es dauert auch nicht lange, da stürzen zwei Angetrunkene in den Raum. Der eine ist der Serbe – die Bestie wird er genannt, keiner kennt seinen richtigen Namen. Wird wieder ‚Theater‘ gespielt? Ja, es ist wieder so weit. Er lässt uns antreten. Wir nehmen Aufstellung. Er tritt an den ersten: „Wie lange du bei Partei“, der Angesprochene zögert – der Gummiknüppel saust nieder. „Drei Jahre“, stammelt der Geschlagene.

Er muss die Arme ausstrecken. Jeweils drei Schläge sausen auf die offenen Hände. Umdrehen. Wieder jeweils drei Schläge auf die Rückseite. Er muss die Faust ballen, wieder jeweils drei Schläge mit voller Wucht. So ging das weiter, endlos, bis auch ich an der Reihe war. „Du nix Partei, du HJ“, die Schläge sausen ungezählt auf meine ausgestreckten Hände.

Am Ende bringe ich die Fäuste nicht mehr auseinander, die Hände bilden eine Geschwulst. Das „Theaterspielen“ ist für heute beendet.

Es war eine unruhige Nacht; die Schläge, die Schmerzen, nicht jeder verkraftet sie. Ein ekeliger, muffiger Geruch ungepflegter Menschen, ungewaschen, mit dreckiger verschwitzter Kleidung und die zwischenzeitlich immer wieder aufkommende Angst.

Ich gehe wieder auf Arbeitskommando. Gott sei Dank, denke ich. Wir marschieren in Richtung Poschau. Kliener und die beiden Frauen müssen wieder im Lazarett arbeiten. Wir müssen das militärische Gerät und noch scharfe Munition aus den Straßengräben aufsammeln. Die deutschen Soldaten haben auf ihrem Rückmarsch einfach alles weggeworfen.

Die Russen aus dem Lazarett haben uns Essen gebracht. Ich hatte das Gefühl, dass es unserem Bewacher nicht gerade recht war. Er saß schier teilnahmslos unter einem Baum. Als auch er zu seiner kärglichen Mahlzeit etwas Suppe haben wollte, gaben die Russen ihm zu verstehen, dass sie keine mehr hatten. Sie gebrauchten dabei auch ihre berüchtigten Schimpfwörter. Wie gut, dass Großvater dabei ist, er versteht ihre Sprache – spricht aber kein Wort mit ihnen. Dieses Verhalten hat uns nachmittags einige Schläge eingebracht. Auch ich bekam, warum auch immer, einen heftigen Schlag auf die Schulter knapp am Ohr vorbei. Da hatte ich aber wieder einmal Glück.

Am anderen Morgen, ein neuer Arbeitseinsatz. Wieder bei den Russen. Diesmal am südlichen Ende von Lubenz, dort wo die Straße wieder allmählich ansteigt. Da stand ein dreieckiges zeltförmiges Eisengerüst in einer Nische am Ende eines länglichen Gebäudes, an dessen Längsstreben oben und untern Eisenstäbe angeschweißt waren, die das Ganze in Gefachte aufteilen. In diesen Gefachten standen Profileisen, ein wenig mehr als zwei Meter lang. Wir müssen die schweren Eisenstangen in eine Halle tragen. Es muss schnell gehen – der Wachposten schwingt bedrohlich seinen Gummiknüppel.

Ich will auf der zum Gebäude befindlichen Seite eine Stange wegnehmen, sie waren ein wenig dünner. Plötzlich neigt sich alles, das gesamte Gestell kippt. Die Stange hat das Gleichgewicht verändert. Ich ducke mich. Links und rechts bohren sich die unteren vorstehenden Eisen tief in den Boden. Ich hocke dazwischen, unversehrt bin ich eingekellt. Mir stockt der Atem. Das ganze verursachte natürlich gewaltigen Lärm. Russen rennen herbei, schimpfen mit unserem Bewacher. Sie helfen mir aus dem Gewirr von Eisenstangen heraus. Ich bin wie gelähmt – dies hätte mein Tod sein können! Ein russischer Soldat hilft mir auf die Beine. Er führt mich zu einem kleinen Bach unterhalb des leicht abfallenden Geländes. Ich kann mein Gesicht waschen.

Da glitzert etwas im flachen Wasser. Es ist ein kleines Stückchen Spiegel, nicht größer als eine Streichholzschachtel. Ich sehe zum ersten Mal mein Gesicht. Es ist nicht mehr mein Gesicht. Es spielt alle Farben. Die Augen sind blau unterlaufen. Blutergüsse überall. Die Backenknochen dunkel, schwärzlich. Die übrigen Gesichtspartien gelblich, grünlich. Die Farbschattierungen sind unbeschreiblich. Ich stecke die Scherbe instinktiv unbemerkt in die Tasche.

Ein Russe bringt mir Brot und Tee. Auch die anderen bekommen das gleiche. Auf einer Kiste muss ich sitzen bleiben. Ein russischer Offizier, der herbeieilte, hat dies angeordnet. Dem Wachposten gefällt dies nicht. Er stellt sich breitbeinig vor mich hin und schlägt eine ganze Weile lang den Gummiknüppel an seinen Stiefelschaft. Ich mache mir Gedanken, was mir der Heimweg wohl bringen wird.

Nach Beendigung der Arbeit wieder Rückmarsch nach militärischer Art. Wir müssen im Stechschritt marschieren. Der Bewacher schlägt wieder auf uns ein, ich bekomme aber keinen Schlag ab. Dafür trifft mich ein Stein auf der rechten Schulter. Er kam von einer Gruppe Frauen auf der anderen Straßenseite. Der Bewacher stellt seine Schläge ein. Er ist aber wütend – er ist von den Russen gedemütigt worden. So etwas kann Folgen für uns haben.

Täglich kommen neue Leute hinzu, und am Abend sind im Saal so viele wie am Tage vorher. Was geschieht mit den Menschen? Wohin werden sie gebracht? Die Tschechen sind vorsichtiger geworden. Das russische Militär scheint ihr Treiben zu beobachten.

Es war eine selten ruhige Nacht. Überall juckt und brennt es. Großvater sagt, ich solle das Hemd ausziehen. Der Kragen ist innen ganz blutig. Er spannt mit beiden Daumen die Naht. Da reihen sie sich dicht aneinander, die Läuse. Momentan ekele ich mich. Großvater zeigt mir, wie man sie knacken muss. Nicht nur ich bin ganz verlaust – alle im Saal. Niemand hat bisher etwas gesagt. Das war also der Grund weshalb morgens mancher sein Hemd kontrollierte. Also alle haben Läuse, das beruhigt mich.

Es geht wieder hinaus zum Sammeln von Heeresgut. Da kommt ein russischer Offizier, und einige müssen mitgehen. Ich bin dabei. Wir müssen einen alten Lieferwagen schieben. Es geht über Liebkowitz den steilen Berg hinauf. Nur ein paar Meter gelingt es jeweils, das Fahrzeug vorwärts zu bewegen. Ich muss beim Halten immer einen Stein unter das Hinterrad legen. Eine leichte Arbeit, denke ich mir. Seit wir von den Russen immer etwas Suppe bekommen, spüre ich wieder den Hunger. Das Hemd habe ich ausgezogen und am Straßenrand liegen gelassen. Die Läuse ekeln mich an. Den Ekel empfinde ich viel schlimmer als die unzähligen Stiche selbst. Der Schweiß brennt an den zerkratzten Stellen. Auch andere werfen ihre zerrissenen Hemden weg. Mein Gott, sehen die Körper auch zerschunden aus. Überall blaue Flecken und Stellen in den merkwürdigsten Farbschattierungen.

Wir biegen, in Poschau angekommen, in die Chiescher Straße ein. Links und rechts lagert russisches Militär. Jetzt bekommen wir sicherlich etwas zu essen, vielleicht ein Stück Brot. Es war ein Irrtum. Der Russe ist zwar sehr freundlich, aber zu essen gibt es nichts. Er kramt herum, und hervor bringt er Zigaretten. Ein jeder von uns erhält eine Hand voll. „Papirossa“, sagt Großvater.

Zum ersten Mal gebraucht Großvater seine russischen Sprachkenntnisse. Die Soldaten sind überrascht, man merkt es ihnen an. Irgendjemand ruft, die Soldaten springen davon.

Wir sitzen unter kleinen Bäumchen. „Ich habe Hunger“, sage ich zum Großvater. Der Hunger scheint mich vorrangig zu beschäftigen.

Ein Panjewagen mit zwei Soldaten kommt. Der eine kutschiert, der andere setzt sich mit seiner „Balalaika“, einer Maschinenpistole mit merkwürdig rundem Magazin, auf dem Wagen. Wir müssen aufsteigen, es geht zurück. Der tschechische Posten ist sichtlich erfreut, dass wir wieder zurückgekommen sind. Einer der russischen Soldaten unterhält sich mit unseren Posten, mehr recht als schlecht.

Im Lager angekommen, zieh ich den Pullover an, den ich als Kopfkissen benutze. Es ist ruhig im Hause – vielleicht sind sie wieder auf Raubzügen unterwegs. Die Nacht verläuft ruhig. An die Läuse habe ich mich schon gewöhnt.

Es ist noch nicht richtig hell am Morgen. Ich werde wach, denn im Erdgeschoss ist es laut. Türen werden zugeschlagen. Schritte auf der Treppe, die Tür wird aufgerissen. Herein stürzt ein Bewacher in Unterwäsche mit einem russischen Soldaten. Da zeigt der russische Soldat auf mich. Der Tscheche stürzt auf mich, reißt mich von meinem Lager hoch. Ich werde von dem Russen aus der Tür gestoßen, er tritt mich, ich stürze die Treppe herunter, aber ich kann mich am Geländer festhalten. „Dawaj, dawaj!“. Ich weiß längst, was die beiden Worte bedeuten.

Draußen auf der Straße bringt er seine „Balalaika“ in der Hüfte in Anschlag. Schon nach wenigen hundert Metern geht es links in eine Straße mit Einfamilienhäusern. Links, eines der ersten Häuser war das Endziel. Ich muss meine gesamte Kleidung ausziehen. In einer Garage, die durch eine Bretterwand geteilt war, muss ich mich von Kopf bis Fuß waschen. Der russische Offizier kann plötzlich gut deutsch. Es sind zwar keine geschlossenen Sätze, aber was er sagt, ist gut zu verstehen. Er bringt mir eine Militärhose und ein Hemd. Meine Stiefel scheinen ihm zu gefallen. Er gibt mir russische Leinestiefel dafür. Sie sind ein wenig zu groß, aber mit Fußlappen kann man den Hohlraum ausfüllen. Sie sind jedenfalls leichter als meine schweren Knobelbecher.

Ein anderer Soldat verbrennt meine abgelegten Kleidungsstücke in einem länglichen, horizontalen Ofen. Bald erfahre ich, dass dies die Entlausungsstation des Lazarets ist. Inzwischen sind Herr Bräunl und Großvater gebracht worden. Wir bekommen alle Tee aus einer großen Wasserkanne. Zum ersten Mal ein warmes Getränk. Ich gebe viel Zucker hinein. Laufend kommen Soldaten und bringen Wäsche, die in den Kessel gesteckt wird, das ist der vorher bezeichnete, horizontale Ofen. Drinnen sollen die Läuse vernichtet werden.

Ich bin froh, dass Großvater hier ist, der sich jetzt lebhaft mit unserem neuen Bewacher auf Russisch unterhält. Wir erfahren, dass der Russe Pilot war und in der Nähe von Berlin abgeschossen wurde. Er wurde in Schlesien von der Roten Armee aus der Kriegsgefangenschaft befreit. Weil es ihm den Verhältnissen entsprechend gut ging, soll es uns auch gut gehen. Er habe mich schon seit ein paar Tagen beobachtet. Ich wäre doch noch so jung. Warum ich im Lager bin, konnte Großvater ihm nicht erklären.

Er sei Oberleutnant und weil er nicht mehr flugtauglich sei, wurde er in eine Sanitätskompanie abkommandiert. Er lässt von einem Soldaten noch einmal Tee holen. Wir trinken fast die ganze Kanne leer.

So rasch wie ich getrunken habe, drängt die Flüssigkeit wieder nach draußen. Er zeigt mir die Toilette, sie ist etwa hundert Meter entfernt. Ich gehe alleine dorthin. Dort ist eine Grube ausgehoben mit einer Stange darüber. Ich mache mich vertraut mit einer Feldtoilette. Papier gibt es genug. Anscheinend liegt hier die gesamte Schulbibliothek aufgetürmt.

Inzwischen war ein Soldat damit beschäftigt, Großvater zu rasieren. Dann komme ich daran. Plötzlich gibt mir der Oberleutnant seine Mütze und schickt mich zu den Bäumen an der Straße. Ich soll Kirschen pflücken.

Ich will den Baum besteigen, schaffe es aber nicht mit eigener Kraft. Es gelingt mir nicht. Früher war dies für mich eine Kleinigkeit, wenn ich auf einen Baum klettern wollte. Ein Soldat kommt und hilft mir. Ich steige von Ast zu Ast hinauf. Zuerst schlage ich mir den Magen voll, auch auf die Gefahr hin, dass sie nicht im Magen bleiben, sondern gleich wieder nach draußen drängen. Ich pflücke die Kirschen und werfe sie vorsichtig auf den Boden. Als ich glaubte, dass es eine Mütze voll ist, steige ich herunter. Ich sammle die Kirschen auf. Die vollgefüllte Mütze bringe ich zurück. Nun gibt er mir zu verstehen, dass ich sie essen soll. Ich habe geglaubt, ich soll sie für ihn pflücken. Ich gebe sie Großvater und Bräunl, die sich sogleich darüber hermachen.

Großvater und Bräunl müssen von etwa hundert Meter Entfernung Wasser holen. Das Wasser wird in ein großes Fass geschüttet, das auf aufgesetzten Ziegelsteinen steht. Darunter muss Feuer angezündet werden. Dann muss ich das angewärmte Wasser aus der Tonne schöpfen und in einen Behälter in der Garage schütten. Ich erreiche ihn ebenfalls über ein Gestell mit mehreren Stufen.

Auch Russinnen benützen den Duschaum. Es gibt keine Trennung zwischen Mann und Frau. Wenn ich die Treppen hochsteige und Wasser in den Behälter gieße, dann amüsieren sie sich über meine Blicke. Sie kichern und lachen, bewegen ihre dicken Brüste und spritzen Wasser auf mich.

Um die Mittagszeit bringt ein Soldat eine große Kanne voll Suppe. Es ist eine solche Kanne, wie man sie zum Wasserholen benutzte. Aus der Kanne wird in die Teller die Suppe geschüttet. Da plumpst ein großes Stück Fleisch in den Teller von Herrn Bräunl. Der Oberleutnant, der das sah, ergreift das Stück Fleisch mit seinen Fingern und legt es in meinen Teller. Dieser Vorfall ist mir ein wenig peinlich. Der Russe sagt zu Herrn Bräunl, der sehr überrascht ist: „Du Ortsbauernführer, ich wissen, du viel Schwein fressen“.

Dies hat die ganze, doch sehr gelockerte Stimmung plötzlich verändert. Woher wusste der Russe so genau Bescheid? Großvater hat dann alles im Gespräch erfahren. Kriegsgefangene Serben, die in Waltsch waren, haben mit einem ranghohen russischen Militärarzt gesprochen

und alle unsere Namen genannt. Sie baten ihn, uns zu helfen. Die Waltscher Bauern hatten Bräunl zwar nicht sehr leiden mögen, aber gegen die gefangenen Serben hatte er sich immer anständig verhalten.

So ging es einige Tage sehr gut. Wir waren versorgt. Die Arbeit war nicht so besonders schwer. Es gab zu essen – wenn auch nur Suppe, Brot und Tee, der Tee aber mit viel Zucker. Es war merkwürdig, wir fühlten uns plötzlich geschützt. Die Waltscher waren fast alle im Lazarett beschäftigt, und die Gummiknüppelschläger bekamen wir erst am Abend zu Gesicht.

Dass dies nicht so weitergehen kann, war uns schon zu Beginn der besseren Tage voll bewusst. Irgendwann wird alles wieder zu Ende sein, und die Torturen fangen wieder an. Es stimmte auch so.

Wie man „Theater“ spielt

Unsere Bewacher schienen wieder von erfolgreichen Raubzügen heimgekehrt zu sein. Fast alle waren betrunken und lärmten im Haus. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und der berüchtigte Schläger, der Serbe, stürzte in den Saal. Noch zwei Tschechen kamen herein. „Theaterspielen“. Wir mussten uns wieder aufstellen. In der Hand hielt er einen Flakon Parfüm. „Schau mich an“, brüllte er. Nun hielt er das Parfümfläschchen vor das Gesicht und drückte auf das Bällchen, welches mit einem Schläuchlein verbunden war. Er spritzt Parfüm in die Augen. So erging es allen, die in der Reihe standen – auch mich traf eine gewaltige Portion. Ein furchtbarer Schmerz, ich hielt sofort meine Hände vor die Augen. Wer Schmerzenslaute von sich gab, bekam sofort einen Hieb auf den Schädel, mit dem Gummiknüppel. So ging es ohne Unterbrechung weiter, bis das Fläschchen leer war. Wir konnten auf unser Lager zurück. Großvater holte Wasser, aber es half nichts. Fast die ganze Nacht spürte ich den brennenden Schmerz.

Am anderen Tag habe ich nichts tun müssen. Meine ganze Augenpartie war geschwollen. In einer Schüssel Wasser habe ich ständig meine Augen benetzt. Auch Großvater war nicht da, Herr Bräunl musste die gesamte Arbeit alleine machen. Ganz erschöpft war der Bedauernswerte am Abend. Großvater musste mit Niklas-Anton im Garten ein großes Loch graben. Ein Tscheche habe ihm gesagt: „Morgen, du und deine Sohn bum, bum“. Großvater hat mir dies nicht gleich am Abend berichtet, erst ein paar Tage später, um mich nicht zu ängstigen.

Am anderen Morgen waren wir wider alle drei in der Entlausungsanstalt. Großvater hat sich wieder lange mit dem Oberleutnant unterhalten – es war nicht viel los in der „Badeanstalt“. Plötzlich kommt der Posten, der vor der Entlausungsanstalt stand und sagte: „Stoj, nichts sprechen, Kommissar kommen. Kommissar Jud, Jud nichts gut“.

Es ist erstaunlich, wie viele Russen doch einige Worte deutsch sprechen und auch verstehen. Man wird in Zukunft bei Unterhaltungen vorsichtiger sein müssen.

Der Kommissar, in Lederuniform, blank geputzten Stiefeln, auf dem Kopf eine weit ausladende Schirmmütze, kam schnellen Schrittes. An der Seite hing ein auffallend großer Revolver mit Lederpeitsche, die in den Schaftstiefeln steckte.

Bräunl und Großvater hatten längst so getan, als ob sie beschäftigt wären. Nur ich saß immer noch beim Augenwässern. Ich weiß nicht, was sie gesprochen haben. Der Kommissar hebt meinen Kopf und schaut mich an. Er macht ein böses Gesicht.

Also, so schlimm war der Kommissar doch nicht, wie wir später erfahren haben. Er war böse gewesen und habe immer wieder gesagt, die Tschechen hätten nicht gekämpft, sie wären keine Kameraden für die russische Armee. „Der deutsche Soldat sei Kamerad, der Tscheche nix Kamerad, nix bum bum“.

Wir erfahren, dass der Oberleutnant schon seit vier Jahren seine Mutter nicht mehr gesehen hatte. Er wisse nicht einmal, ob sie noch lebt. Großvater erzählte mir, dass er die Zusicherung erhalten habe, dass uns meine Mutter hier in der Entlausungsanstalt besuchen dürfe.

Wir erfahren, dass es Spannungen zwischen Amerikanern und Russen gibt. „Wenn Amerikanski bum bum, alle machen so“, sagte der Oberleutnant und hob dabei beide Arme. „Hitler schlecht, Stalin schlecht, Churchill schlecht. Alle schlecht.“

Meine Augen sind schon wieder etwas besser geworden, sie tränen nicht mehr so. Die Gesichtspartie um die Augen ist geschwollen. Der Abend verläuft ruhig, aber die Lagerinsassen sind nervös. Was ist wieder tagsüber geschehen? Neuankömmlinge sitzen schweigend am Boden. Auf meinem Platz in der Ecke, wo ich immer schlafe, liegen Kleider, Hosen, Hemden, Pullover, alles Mögliche. Ich mache mir daraus ein weiches Lager, polstere die buckeligen

Stellen an den Fußbodenbrettern aus. Warum kommt niemand und bringt mir etwas zu essen. Woher haben die anderen Lagerinsassen immer ihre karge Mahlzeit? Großvater und ich haben etwas Brot, „chleba“, mitgebracht. Mit einem Becher voll Wasser lässt es sich herunterschlucken.

Es ist wieder einmal die Stimmung im Raum wie vor einem Sturm. Im Erdgeschoss geht es besonders laut zu. Anscheinend sind alle wieder angetrunken. Da kommt ein Bewacher in den Saal und ruft: „Wo ist der Ortsleiter von Waltsch?“ Herr K. springt auf und zeigt mit dem Finger auf mich. „Hier ist sein Sohn!“

Mehr konnte er nicht sagen. Mit voller Wucht erhält er einen kräftigen Schlag ins Gesicht, er stürzt zu Boden. Der Bewacher schnappt sich wahllos einen Lagerinsassen und verschwindet fluchend mit ihm aus dem Raum.

Wir hören Schreie, jammervolle Schreie. Schreie von einem Gequälten und die Schreie von den Quälenden. Die sind gut voneinander zu unterscheiden. Das geht so eine ganze Weile, bis wieder einer mit nacktem Oberkörper, verschwitzt und mit hochrotem Gesicht die Tür aufreißt und ruft: „Zwei Mann zum Rauftragen“. Keiner will freiwillig gehen. Er greift sich zwei Männer in seiner Nähe und stößt sie aus der Tür. Sie kehren gleich wieder zurück und schleppen einen furchtbar aussehenden, zusammengeschlagenen Körper. Sie lassen ihn an seinem Platz förmlich fallen. Jetzt höre ich, dass es der Fabrikbesitzer Reintl von der Porzellanfabrik in Lubenz sein soll. Schlimm sieht es mit ihm aus. Sein ganzes Gesicht ist voller Blut. Auf der linken Stirnseite hängt umgeklappt ein Stück Kopfhaut wie ein blutiges Stück Lappen. Das linke Ohr scheint eingerissen zu sein, es blutet sehr stark. Er stammelt einige Worte: „Wasser, Wasser“.

Jetzt fängt wohl das „Theaterspielen“ wieder an. Soldaten stürmen in den Raum: „Alles aufstehen!“ Da kommt der Sprecher der Bande, der Korporal, der in Waltsch bei meiner Verhaftung hinter dem Schreibtisch saß, im Löwy-Haus, am Národní Výbor. Er hält eine Ansprache. Spricht von Faschisten, von deutschen Schweinen und dergleichen mehr. Er verliest noch einmal alle Namen, wir müssen mit Ja antworten. Einige fehlen. Dessen unbeachtet setzt er die Verlesung der Namen fort. Die Namen werden ortsweise vorgelesen.

Also ortsweise wird heute „Theater gespielt“. Die erste Gruppe verlässt den Saal und poltert die Treppe hinunter. Schreie – die Gummiknüppelschläge hört man bis nach oben. So geht dies ununterbrochen weiter. Ortsname für Ortsname wird aufgerufen. Es scheint nach dem Alphabet zu gehen. Irgendwann kommen auch wir Waltscher dran. Großvater sagt, ich solle die Pullover alle anziehen, das würde die Schläge dämpfen. Ich ziehe mir zwei oder frei über – sie passen zwar nicht, sind viel zu groß, aber vielleicht ist es gut so. Ich habe große Angst, sie befällt mich derart, dass ich am ganzen Körper friere und zittere. Werde ich dies alles durchhalten, was mit den anderen so geschieht – kräftige Männer. lebenserfahrene Männer jammern nun wie kleine Kinder. Einige weinen.

Es ist unbeschreiblich, das Gewimmer, das Jammern und Stammeln nach Wasser. Wer soll Wasser holen? Niemand scheint sich vor die Tür zu trauen. Ich nehme den Eimer, den ich sonst zum Reinigen der Fußböden benutzt habe. Ich habe weiche Knie, kann kaum den Eimer tragen. Von unten die Schreie der Gequälten – die unflätigen Schreie und Rufe der Quäler. Ein Gewirr von Tschechisch und Deutsch. Ich habe den Eimer im Raum abgestellt, neben dem Tisch. Ich sehe vor lauter Angst, die mich wieder befällt, nicht mehr, was weiter geschieht. Dann sind wir an der Reihe.

Die Tür wird wieder aufgerissen. Mit nacktem, schweißtriefenden Oberkörper steht breitbeinig einer dieser Mörder da und brüllt in den Raum: „Waltsch.“

Die Männer, die beiden Frauen und ich gehen schweren Schrittes nach unten, links neben der Treppe in den offen stehenden Raum. Ich bin der letzte, Gleich beim Eintreten bekommt jeder einen kräftigen Schlag mit dem Gummiknüppel auf den Kopf. Als ich daran komme, trifft mich der Schlag auf die Schulter. Er wird etwas abgefedert durch die dreifach übereinander liegenden Pullover. Während die anderen inmitten des Raumes gehen und unter Schlägen sich ganz nackt ausziehen müssen, muss ich stehen bleiben.

Die Peiniger stehen in einem Halbkreis. Alle mit nackten Oberkörpern. Auf dem Fußboden steht zentimeterhoch das Wasser. Immer, wenn jemand bewusstlos zusammenbricht, schüttete einer aus der Runde einen Eimer Wasser über ihn. Rechts neben dem Eingang steht ein Schreibtisch, dahinter sitzt der Korporal.

Ich muss stehen bleiben. Ich werde aufgefordert, den Hitlergruß zu machen. Er ist wohl nicht laut genug über meine Lippen gekommen. Ich werde aufgefordert zu wiederholen. Auf den

erhobenen Arm saust mit aller Wucht ein Gummiknüppel nieder. Ich werde gefragt, wer alles bei der Partei war. „Ich weiß nicht“, antwortete ich, „ich war in Duppau im Internat. Ich war auf der Schule und nur in den Ferien zu Hause. Ich weiß nichts“.

„Wie lange du bei der HJ“, kam daraufhin die Frage. Ich wusste es nicht gleich, zögerte. Ich kann nicht antworten, bringe keinen Ton heraus. Ich muss „Die Fahne hoch“ singen. Hundertmal habe ich das Lied singen müssen, jetzt weiß ich nicht einmal den Anfang.

„Die Fahne hoch“, schreit mich der an, der neben mir am Eingang steht und mich ständig schlägt. „Arm hoch“, schreit er, als ich zu singen beginne.

Ich hebe den Arm, ein heftiger Schlag saust auf meine Hand. Sie schwillt sofort an. Ein Schmerz löst den anderen ab. „Ausziehen“, werde ich angebrüllt. Hastig ziehe ich gleichzeitig alle Pullover auf einmal aus. Nicht ganz fertig, werde ich wieder angebrüllt. Ich muss „Heil Hitler“ rufen. Da erhalte ich einen heftigen Hieb auf meinen Mund. Die Oberlippe ist aufgeplatzt. Blut fließt in meinen Mund. Ich spucke es auf den Boden. Während ich mich dabei leicht nach vorne beuge, schlägt er mir so heftig auf den gespannten Rücken, dass ich zusammenbreche. Ein Fußtritt zwingt mich, mich rasch wieder aufzurichten.

Während ich diese unmenschliche Behandlung erfahre, schlagen die im Halbkreis Stehenden auf die sich auf dem Boden wälzenden nackten Leiber. Diese Tortur wird noch eine ganze Weile fortgesetzt, bis mich der Peiniger unter Schlägen durch die offen stehende Tür jagt. Meine Pullover fliegen mir in weitem Bogen nach.

Die ganze untere Gesichtshälfte ist eine Geschwulst. Die Lippen schmerzen, noch immer fließt Blut. Ich lege mich auf die Seite, damit es nicht in den Mund läuft. Die Oberlippe ist mittig aufgerissen. Gott sei Dank, ich habe noch alle Zähne.

Ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, bis endlich einer nach dem anderen, von den Schlägen ganz benommen, in den Raum kommt. Bräunl und Köhler sind im Gesicht nicht mehr zu erkennen. Auch Niklas sieht schlimm aus. Großvater hockt still neben mir, er spricht kein Wort. Blut fließt aus seinem Mund. Alle haben furchtbar geschwollene Gesichter. Frau von Brechler hält mit der Hand ihr linkes Auge zu – es ist eingeschlagen.

Die Nacht vom 19. zum 20. Juni

Der Schinder in Menschengestalt, der Serbe, betritt den Raum. Er tritt die am Boden liegenden, wimmernden Gestalten mit den Füßen. Wir müssen uns alle aufstellen. Wer nicht selbst stehen kann, wird vom Nachbarn gehalten. Großvater hustet ständig, und dabei fließt schaumiges Blut aus seinem Mund.

Frau von Brechler muss stehen bleiben. Die anderen konnten auf ihren Platz zurückkehren. Nun stand sie da, die alte Frau Brechler von Troskowitz mit zerrissenen Kleidern. Sie zitterte am ganzen Körper. Die Hand ruht immer noch an ihrem linken Auge. Sie soll von uns geschlagen werden. Niemand erhebt die Hand. Nun sucht der Tscheche unter den Männern jemanden heraus, der es tun soll. Auch er weigert sich – er wird zu Boden geschlagen.

Der Korporal betritt den Raum, brüllt die drei an. Großvater übersetzt mir. Es wäre ein hoher russischer Offizier gekommen und der habe verlangt, dass diese Torturen aufhören sollen. Der Offizier betritt den Raum, geht schnurstracks zum Tisch, setzt sich auf den Stuhl, den Kopf in beide Hände gestützt. Er bleibt hier sitzen, bis ein neuer Tag schon hell erstrahlt.

Der Offizier verlässt ohne irgendwelche Gesten den Raum. Ich höre wieder laute Stimmen im Erdgeschoß. Türen werden geschlagen – es ist wieder still, nur das Jammern der Schwerverwundeten, Gequälten hier im Saal ist zu hören. Kaum einer hat geschlafen.

Die Ruhe währt nicht lange. Der Kommandant kommt in den Raum, hält ein Stück Papier in der Hand. Er hält wieder eine Ansprache. Selbst ermüdet, klingt seine Stimme ganz beruhigend. Er sagt sinngemäß, dass nachts jemand geflüchtet sei, und dafür würden heute zehn erschossen. Da betritt auch der Korporal die Szene. Auch er hält einen Zettel in der Hand. Er verliest Namen.

Die namentlich Genannten müssen sich auf die eine Seite begeben, die anderen auf die zur Straße hin liegende Seite. Sie sollen sich setzen, wird befohlen. Eine Frau, deren Mann sich unter den Verurteilten befindet, fängt laut an zu schreien: „Wenn ihr meinen Mann erschießt, dann müsst ihr auch mich erschießen.“ Als sie aufgefordert wird, sich zu ihrem Mann zu stellen, verlangt sie, dass auch ihr Sohn erschossen werden müsse.

Der Korporal ist leicht verwirrt. Diese Szene hatte er wohl nicht erwartet. Er scheint hilflos zu sein. Die Frau wird immer lauter – brüllt laut. Er nimmt beide, Mann und Frau aus der Reihe, und dafür müssen Frau Stauch und Frau von Brechler an deren Stelle treten.

Augenscheinlich dieselbe Frau Maria Brechler von Troskowitz, die im September 1938 während der Mobilmachung verhaftet und zusammen mit drei weiteren Waltscher Männern, darunter dem Vater Alfred Zeischkas, zum Tode verurteilt worden war. Damals wurden sie noch vor dem Einmarsch der Wehrmacht entlassen.

Herr Škarda, der Sohn eines tschechischen Bauern, der Lubenz/Lubenec erst im Jahr 1940 verlassen hatte, erzählte mir das Erlebnis seines Vaters, der nach der Niederlage Polens 1939 die Ankunft des ersten Transports heruntergekommener polnischer Zwangsarbeiter auf dem Bahnhof von Lubenz gesehen hatte. Die örtlichen Bauern suchten sich körperlich kräftige Arbeiter aus, nur Frau Brechler wartete auf die letzte armselige polnische Mutter und ihre unglücklichen Kinder. Sie nahm sie mit auf das Gut in Kusterschan, sorgte für sie und behandelte sie anständig, ebenso wie andere Kriegsgefangene. Nur für sie fand sich im Juni 1945 niemand, der ihr beigestanden hätte. Sudetendeutschen Angaben zufolge war Frau Brechler von Troskowitz die Präsidentin des sudetendeutschen Roten Kreuzes.

Der Kommandant und der Korporal verlassen den Raum. Apathisch sitzen die Delinquenten dicht nebeneinander. Der Kusterschaner Anton Warta schreit laut, ruft nach seiner Familie. Nun spricht der Chiescher Lehrer, in ruhigen Tonfall. Er habe keine Angst vor dem Sterben. Er sei Offizier und habe viele sterben sehen. Er ist erst ganz kurze Zeit im Lager. Er sterbe für Deutschland, das waren seine letzten Worte, dann hockte auch er sich wieder hin. Sein Verhalten war ganz das eines erfahrenen Frontsoldaten.

Die beiden Frauen hingegen waren völlig teilnahmslos, regungslos, mit gesenktem Kopf.

Der Lubigauer Lehrer Seliger hockte an der Wand – keinerlei Regung sichtbar, sein kurzes krummes Pfeifchen im Mundwinkel haltend. So saß er, bis er aufstehen musste zu seinem letzten Gang.

Ich werde nie vergessen, wie unterschiedlich sich die Menschen verhalten, wenn sie erfahren, dass sie erschossen werden. Ich glaube, dass die meisten bereits schon psychisch tot sind. Jeder durchgeht solche schrecklichen Augenblicke anders. Ich kann nicht verstehen, und ich glaube es auch nicht, dass Herr Fischer keine Angst hatte vor dem Tod. Aber die Reaktionen sind sehr verschieden, ich habe es in diesen Wochen selbst mehrere Male erfahren müssen. Eigentlich ist man, wenn gesagt wird, dass man erschossen wird, schon nicht mehr unter den Lebenden. Der Körper entleert sich automatisch, alle Empfindungen weichen.

Es vergeht eine schier endlose Zeit, bis wieder jemand in das Zimmer stürzt. Sechs Mann werden aufgefordert mitzukommen. Kliener Anton ist auch dabei. Sie kommen sehr bald wieder zurück, abgehetzt, schweißbiefend, ermattet. Kliener sagte mir, dass sie auf dem Friedhof, in der hinteren linken Ecke, ein großes Loch haben graben müssen. Sie waren im Laufschrift auf den Friedhof gejagt worden – hatten das Loch geschaufelt – und im Laufschrift ging es wieder ins Lager zurück.

Es muss gegen Mittag gewesen sein. Die zum Tod Verurteilten mussten sich paarweise aufstellen. Die beiden Waltscher Frauen waren die letzten. Frau Stauch kommt zu mir und überreicht mir ihren Ehering. Ich solle ihren Mann grüßen, ihm den Ring geben, wenn ich davonkommen sollte. Sie war meine Nachbarin in Waltsch und wohnte im ersten Stock des Pompl-Hauses. Sie gibt mir die Hand – eine letzte Abschiedsgeste. Sie verlassen den Raum. Kein Wort ist zu hören. Niemand wagt zu sprechen. Es herrscht Totenstille, nicht nur im Saal, sondern im ganzen Haus.

Später wurde mir von meiner Mutter berichtet, dass sie am selben Tag mit dem Serben Janko nach Lubenz gegangen sei, um uns Essen zu bringen. Sie sah den traurigen Zug in die Chiescher Straße einbiegen in Richtung Friedhof. Sie sah nur die beiden letzten der Gruppe noch, die beiden Frauen. Sie wusste nicht, wer sich noch in dem „Leichenzug“ befand. Es habe nicht sehr lange gedauert, dann habe man die Schüsse gehört. Schüsse aus einer Maschinenpistole.

Was meine Mutter dabei empfunden hat, hat sie mir später unter Tränen berichtet.

Es war ein jammervolles Häuflein gequälter und gemarterter Menschen, die zu ihrer eigenen Beerdigung gingen. Wir hörten die Garben aus der Maschinenpistole, stoßweise, dann einzelne Schüsse. Wieder Totenstille – keine Regung im Saal bei den Überlebenden. Jeder trug an seiner Schicksalslast, hatte kein Empfinden für den anderen. Jeder einzelne war auf sich gestellt – hilflos ausgeliefert einer gnadenlosen Mörderbande.

Wieder betrat einer der Mörder den Saal und durchbrach die unheimlich Stille. Er forderte die, die das Grab geschaufelt hatten, auf mitzukommen. Im Eilschrift ging es auf den Friedhof. In

aller Eile wurden die in der Grube übereinander liegenden mit Erde zugedeckt. In Eilschritten ging es wieder zurück.

Später erfuhr ich, dass Frau Stauch sich noch bewegte, als Erde auf sie fiel. Als jemand in die Grube steigen wollte, wurde er mit Gummiknüppelschlägen daran gehindert. Die Erde deckte den geschundenen Körper lebendigen Leibes zu!

Auf der Friedhofsmauer saß ein russischer Soldat und spielte Balalaika, es war hier das musikalische Instrument. Ein makabres Schauspiel mag das gewesen sein.

Es war ein Trauertag ohne Trauernde. Mutter konnte das Essen nicht abgeben. Auch der Serbe hatte nicht den Mut, ins Lager zu gehen. So blieben wir bis zum anderen Tag ohne jegliche Nahrung.

Wir waren anderntags wieder in der Entlausungsanstalt. Großvater erzählte dem Oberleutnant von den Vorfällen im Lager. Endlich bekamen wir wieder eine warme Suppe. Der Oberleutnant berichtete, dass er gestern Abend in Waltsch war und mit meiner Mutter gesprochen hatte. Sie wird uns am kommenden Sonntag hier in der Entlausungsanstalt besuchen.

Der Sonntag ist da, wir warten mit Sehnsucht auf die Ankunft der Mutter. Aber niemand kommt. Es ist schon Nachmittag und Mutti ist immer noch nicht da. Der Oberleutnant ist sichtlich böse. Großvater erfährt, dass ein Offizier nach Waltsch fährt, um die Mutti zu holen und zu erfahren, warum sie nicht kommt. Nach etwa zwei Stunden kommt das Fahrzeug zurück. Großvater und die zwei Russen unterhalten sich lebhaft. Ich erfahre sogleich, dass die gesamte Familie das Haus hat verlassen müssen. Sie waren mit einer langen Kolonne in Richtung Neudorf gezogen. Es war der erste Transport, der Waltsch verließ – die Massenvertreibung begann.

Als ich all dies hörte, weinte ich zum ersten Mal bitterlich. Meine Mutter, Schwester und Großmutter werde ich wohl nie mehr wieder sehen.

Etwas hat sich in den letzten Tagen zugetragen. Die Russen scheinen das Lager nicht mehr zu dulden. Wieder sagt einer dieser Peiniger zu mir: „Morgen du bum, bum“. Diesmal ist es mir völlig gleichgültig, ich verspüre keine innere Erregung. Ich habe nicht mehr das gleiche Empfinden wie früher. Nur mein Kopf schmerzt mich. Auch die Oberlippe ist immer noch stark geschwollen.

Da geschieht etwas ganz Merkwürdiges. Noch vor einer Stunde sagte man mir, dass ich morgen erschossen würde und jetzt, nachdem ich in den Raum gebeten wurde, teilte man mir mit, dass ich entlassen werde.

Der Korporal sitzt, wie immer, hinter dem Schreibtisch. Er legt mir ein Stück Papier vor. Wenn ich unterschreibe, könne ich morgen nach Hause gehen. Auf diesem Papier stand sinngemäß, dass ich niemandem von den Vorfällen im Lager berichten darf. Ich darf nicht mit nacktem Oberkörper baden gehen und noch einige weitere Belehrungen. Zum Schluss stand da noch, dass ich ein Jahr lang Zwangsarbeit ableisten müsse. Wenn ich also das unterschreiben würde, könnte ich sogar sofort nach Hause gehen.

Ich sagte: „Nicht ohne Großvater.“ – „Ja“, sagte er, „Großvater geht mit, kann auch nach Hause.“ Nachmittags erhielten wir eine Art Entlassungspapier, das wir am Národní Výbor vorlegen sollten. Sofort machten wir uns auf den Weg. Vorsorglich gingen wir nicht auf der Straße, gingen unten im Tal über die Wiesen, an Nahorscheditz vorbei, über den Sand, an Girschen vorbei über die Hoppwiese. Am Garten vorbei hinter den Häusern der Breiten Gasse, bis wir unseren Garten erreichten. Wir entfernten einige Zaunlatten und schlüpfen hindurch.

Wir gingen zum Küchenfenster, Großvater klopfte, und wer schaute zur größten Überraschung aus dem Fenster, es war meine Mutter. Es fiel mir auf, dass die Freude nicht so war, wie ich es erwartete. Sie fing an zu weinen und erzählte, dass Großmutter, die Wodraschka-Mutter, am letzten Sonntag beim ersten Transport dabei war. Auch die Nachbarsfamilie Bielek, meine Freunde Walter und Herbert waren dabei gewesen.

So endete die qualvolle, schmerzhaft Zeit im Lubenzer Lager. Ich lebe noch, auch wenn ich an Leib und Seele Schaden genommen habe. Ein neues Kapitel der deutsch-tschechischen Tragödie nimmt seinen Anfang.

Noch ein Jahr sollte vergehen, bis auch ich von Waltsch für immer Abschied nehmen musste. In ein paar Wochen habe ich Jahre übersprungen, bin sichtlich einige Jahre älter geworden. Aber ich war am Leben – war wie ein neugeborenes Kind mit Erfahrungen eines erwachsenen Mannes – der die Hölle erlebte.

Der Bericht wurde veröffentlicht im Buch von Josef Škrábek „Die gestrige Angst / Deutsche und Tschechen - Schwierige Nachbarschaft in der Mitte Europas“, erschienen 2006 bei Neisse Verlag Dresden, ISBN 3-934038-61-1 und Stilus Press Brno, ISBN 80-903550-7-2. Seiten 363-384.

Die Originalversion der Lebenserinnerungen von Alfred Zeischka wurde veröffentlicht in der historischen Reihe Kleine Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde und Familiengeschichte von Waltsch und Umgebung, Heft 1/1995, S. 43-72 und wurde von Josef Škrábek gekürzt.

In www.go-east-mission.de erschienen im April 2008 mit Erlaubnis des Buchautors Josef Škrábek und der Tochter des verstorbenen Herrn Zeischka, Frau Annette Kenzei. Rechtschreibung wurde korrigiert.

In der tschechischen Version erschien der Bericht in der tschechischen Ausgabe des Buches von Josef Škrábek „Včerejší strach / Jaké to bylo mezi Čechy a Němci? A jaké to bude?“, 3. Auflage, Vyšehrad, Praha 2006, und ist gleichfalls in www.go-east-mission.de, tschechischer Teil, abgedruckt.